

Viktor Pelewin
Das fünfte Imperium

Viktor Pelewin

Das fünfte Imperium

Ein Vampirroman

*Aus dem Russischen
von Andreas Tretner*

Luchterhand Verlag

Eine Lokomotive ist klug konstruiert, aber davon weiß sie nichts. Und wozu wäre es gut, eine Lokomotive zu konstruieren, wenn kein Lokführer darin wäre?

Pater Mitrofan Srebrjanski

BRAHMA

Als ich zu mir kam, befand ich mich in einem großen Zimmer mit alten Möbeln. Die ganze Einrichtung durfte man wohl als antik bezeichnen: ein mit geschnitzten Sternen verzierter Spiegelschrank, ein skurriler Schreibsekretär, drei Ölbilder: zwei Akte und ein kleines mit Napoleon zu Pferde im Pulverrauch. Ein Archivschrank aus karelischer Birke, sehr gediegen, zog sich über eine ganze Wand, bis unter die Decke. Die Schildchen an den Schüben trugen verschiedenfarbige Aufschrift. Eine Bockleiter stand daneben.

Dann fiel mir auf, dass ich nicht lag, wie es sich für einen geziemt hätte, der gerade das Bewusstsein wiedererlangte – ich stand. Dass ich nicht umfiel, hing damit zusammen, dass Hände und Füße an eine Sprossenwand gefesselt waren. Eine Sprosse konnte ich mit den Fingern erfühlen, einige weitere drückten gegen die Wirbelsäule.

Mir gegenüber auf einem kleinen roten Sofa an der Wand saß ein Mann im roten Morgenmantel. Er trug eine starre schwarze Gesichtsmaske, deren Form an einen gewaltsam bis auf die Schultern hinuntergedrückten Zylinderhut denken ließ oder an die Papphelme teutonischer Ritter in Eisensteins Film über die Schlacht auf dem Peipusee. In der Nasengegend gab es einen Spitzerker, vor den Augen zwei ovale Löcher und in Höhe des Mundes einen rechteckigen Ausschnitt mit einem schwarzen Lappen davor. So ungefähr sahen die Pestärzte auf den mittelalterlichen Stichen aus.

Ich erschrak nicht einmal.

»Guten Tag«, sagte der Maskenmann.

»Guten Tag.« Ich bekam die Lippen nur mit Mühe auseinander.

»Wie heißt du?«

»Roma«, sagte ich.

»Wie alt bist du?«

»Neunzehn.«

»Wieso nicht bei der Armee?«

Ich beschloss, diese Frage für einen Scherz zu halten, und gab keine Antwort.

»Falls dir die Situation etwas theatralisch vorkommen sollte, so bitte ich um Entschuldigung«, fuhr der Mann mit der Maske fort. »Ebenso für etwaige Kopfschmerzen, die vergehen gleich. Ich musste dich mit einem speziellen Gas einschläfern.«

»Was für ein Gas?«

»Es stammt aus der Terroristenbekämpfung. Mach dir keine Sorgen, du hast das Schlimmste hinter dir. Vorbeugend bitte ich dich, nicht zu schreien. Schreien hat keinen Sinn und führt zu nichts. Allenfalls finge meine Migräne wieder an, und unser Gespräch wäre verdorben.«

Der Fremde sprach mit tiefer, selbstsicherer Stimme. Der Lappen vor seinem Mund flatterte, wenn er sprach.

»Wer sind Sie?«

»Ich heiße Brahma.«

»Warum sind Sie maskiert?«

»Das hat mehrere Gründe«, sagte Brahma. »Für dich ist es nur gut. Sollten wir nicht zueinanderkommen, kann ich dich ohne Weiteres gehen lassen, weil du nicht weißt, wie ich aussehe.«

Dass er sich mit dem Gedanken trug, mich gehen zu lassen, nahm ich mit Erleichterung zur Kenntnis. Aber die Behauptung konnte genauso gut eine Falle sein.

»Was wollen Sie von mir?«

»Mir liegt daran, einen überaus wichtigen Teil meines Körpers und zugleich meines Geistes für dich zu erwärmen. Dafür wäre eine vornehme Abstammung deinerseits allerdings die Voraussetzung.«

Ein Perverser! schoss es mir durch den Kopf. Jetzt bloß nicht nervös werden ... Ihn ablenken, in ein Gespräch verwickeln ...

»Vornehme Abstammung, aha, wieso ausgerechnet das?«

»Die Qualität der roten Flüssigkeit in deinen Adern spielt eine große Rolle. Ich weiß, die Chance ist eher gering.«

»Und was heißt erwärmen?«, fragte ich. »Ist Ihnen denn kalt?«

»Witzig«, sagte Brahma. »Aber ich sehe, mit Worten lässt sich hier nichts ausrichten. Ich muss es demonstrieren.«

Er erhob sich vom Sofa und kam herüber, schlug das schwarze Tuch vor seinem Mund zurück und neigte sich über mein rechtes Ohr. Den fremden Atem in meinem Gesicht spürend, verkrampfte ich nun doch. Gleich würde etwas sehr Widerwärtiges passieren.

Was bin ich auch hergekommen, dachte ich. Hätte ja nicht sein müssen, oder?

Doch es geschah – nichts. Nachdem Brahma mir einmal kurz ins Ohr gehaucht hatte, wandte er sich ab und ging zurück zum Sofa.

»Ich hätte dich auch in die Hand beißen können«, sagte er. »Aber leider sind deine Arme taub von den Fesseln. Der Effekt wäre nicht derselbe.«

»Die Fesseln haben Sie mir doch selbst angelegt.«

»Stimmt«, seufzte Brahma. »Für mein Vorgehen muss ich wohl um Entschuldigung bitten. Es muss recht sonderbar und hässlich auf dich gewirkt haben. Wird sich aber gleich aufklären.«

Er setzte sich bequemer auf seinem Sofa zurecht und schaute auf mich, als wäre ich ein stehendes Fernsbild. Einige Sekunden schaute er so und schmatzte dabei.

»Keine Angst«, sagte er, »ich bin kein Triebtäter. Diesbezüglich kannst du ganz beruhigt sein.«

»Was sind Sie dann?«

»Ich bin ein Vampir. Und Vampire sind nie pervers. Manchmal tun sie so, aber in Wirklichkeit haben sie ganz andere Ziele und Interessen.«

Kein einfacher Perverser, dachte ich, sondern ein durchgeknallter. Ich darf nicht aufhören zu reden, er muss beschäftigt sein ...

»Ein Vampir? Sie trinken also Blut?«

»Nun ja, nicht becherweise«, antwortete Brahma, »und nicht, dass ich darauf meine Identität gegründet sehen möchte. Aber es kommt vor, ja.«

»Und wozu tun Sie das?«

»Es ist die beste Art, einen Menschen kennenzulernen.«

»Wie das?«

Die Augen in den ovalen Höhlen blinkerten ein paarmal, bevor der Mund hinter dem schwarzen Lappen sprach: »Es gab eine Zeit, da waren zwei an der Wand wachsende Bäume, eine Zitrone und eine Apfelsine, nicht bloß Bäume, sondern das Tor in eine geheimnisvolle magische Welt. Und dann geschah etwas. Das Tor verschwand, zurück blieben zwei gerahmte viereckige Stücke Stoff an der Wand. Nicht nur das Tor verschwand, auch die dahinterliegende Welt. Und selbst der grässliche Flughund, der den Eingang zu dieser Welt bewachte, wurde zum geflochtenen Fächer aus einem tropischen Seebad ...«

Verblüffung ist ein zu schwaches Wort für das, was ich empfand. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Was der Mann da sagte, hätte jedem normalen Menschen als törich-

tes Abrakadabra vorkommen müssen – für mich war es der Geheimcode meiner Kindheit. Vor allem aber gab es nur einen Menschen auf der Welt, der das so hätte formulieren können, und der war ich.

Ich schwieg eine Weile. Dann konnte ich nicht länger an mich halten.

»Das ist unbegreiflich«, begann ich. »Gut, von den beiden Bildern könnte ich unter Umständen geredet haben, während ich nicht bei Bewusstsein war. Aber die magische Welt hinter dem Tor – davon habe ich unter Garantie nichts erzählt. Denn ich habe sie noch nie so genannt. Nur jetzt, wo Sie es sagen, sehe ich, dass das so war, jawohl. Es ist die pure Wahrheit ...«

»Und weißt du, wie das damals alles kam?«, fragte Brahma.

»Nein. Wie?«

»Die magische Welt, in der du einmal lebstest, war die Erfindung eines im Gras verborgenen Heuhüpfers. Und dann kam ein Laubfrosch, der hat ihn gefressen. Und du hattest keinen Ort zum Leben mehr, obwohl in deinem Zimmer alles so war wie zuvor.«

»Stimmt«, sagte ich und war baff. »Auch das ist wahr. Es trifft den Nagel auf den Kopf.«

»Denke an etwas!«, forderte Brahma mich auf. »Etwas, wovon du als Einziger weißt. Irgendwas. Und stelle mir eine Frage. Auf die nur du die Antwort weißt.«

»Hm«, sagte ich und dachte nach. »Na, zum Beispiel ... An meiner Wand zu Hause hing dieser Fächer. Sie haben eben davon gesprochen. Wie war er an der Wand befestigt?«

Brahmas Augen in den Schlitzen der Maske verengten sich.

»Er war angeklebt. Der Leim in Form eines Vollmondes aufgebracht. Nicht einfach ein Kreis, sondern ein Mond. Ge-

meint war der Ort, wohin du deine Mama wünschtest, die dir den Fächer über das Bett gehängt hat.«

»He, woher ...«

»Warte, das ist noch nicht alles. Festgeklebt hast du ihn deshalb, weil der Fächer dir wie ein Vampir im Hundefell vorkam, der dich nachts beißen will. Was natürlich bodenloser Unfug ist. Eine Beleidigung für jeden echten Vampir.«

»Wie haben Sie das rausgekriegt?«

Brahma stand auf und kam zu mir. Schob mit einem Finger das schwarze Tuch zurück, öffnete den Mund. Er hatte große und kräftige Raucherzähne, an denen sich nichts Außergewöhnliches feststellen ließ – höchstens, dass die Eckzähne etwas heller waren als die übrigen. Brahma hielt den Kopf nun so, dass ich seinen Gaumen sehen konnte. Dort gab es allerdings eine Merkwürdigkeit: eine wellige orangene Membrane – wie der an der Schleimhaut haftende rückwärtige Teil einer Zahnprothese.

»Was ist das?«

»Das ist die Zunge«, sagte Brahma, das Wort eigentümlich hervorhebend.

»Die Zunge?«

»Keine Menschenzunge. Es ist die Seele des Vampirs. Sein Ein und Alles.«

»Und damit wollen Sie das alles rausgekriegt haben?«

»Ja.«

»Wie soll das gehen? Mit einer Zunge?«

»Zwecklos, das zu erklären. Um es verstehen zu können, müsstest du selbst zum Vampir werden.«

»Dann glaube ich nicht, dass ich es verstehen will.«

Brahma kehrte zurück auf sein Sofa.

»Weißt du, Roma«, sagte er, »das Schicksal hat uns alle in der Hand. Du bist aus freien Stücken hergekommen. Und meine Zeit ist bemessen.«

»Wollen Sie mich belehren?«

»Nicht ich. Nicht die Person des Vampirs tritt als Lehrender in Erscheinung, sondern seine Natur. Und die Unterweisung besteht darin, dass der Vampir seinen Schüler beißt. Was aber nicht heißt, dass jeder dahergelaufene, von einem Vampir gebissene Mensch selbst zum Vampir wird. Das passiert nur in schlechten Filmen – wie man in schlechten Filmen zu sagen pflegt, ha, ha ...«

Er lachte über seinen Witz. Ich versuchte zu lächeln, es gelang mir schlecht.

»Es gibt dafür einen speziellen Biss«, führte er weiter aus, »zu dem sich ein Vampir nur einmal im Leben in der Lage sieht. Und nur wenn seine Zunge mitspielt. Traditionell geschieht das am Tag der Sommersonnenwende. Du trittst vor mich hin, und meine Zunge geht in dich über.«

»Geht über – wie geht das?«

»Im Wortsinne. Ganz körperlich. Ich möchte dich warnen: Es ist schmerzhaft. Währenddessen und auch hinterher. Du wirst dich nicht gut fühlen. Wie nach einem giftigen Schlangenbiss. Aber das gibt sich mit der Zeit.«

»Könnten Sie sich nicht einen anderen Schüler suchen?«

Auf diese Zwischenfrage ging er nicht ein.

»Du könntest vorübergehend das Bewusstsein verlieren. Dein Körper versteift. Möglicherweise stellen sich Halluzinationen ein. Das muss aber nicht sein. Nur eines geschieht unweigerlich.«

»Nämlich?«

»Du blickst zurück auf dein ganzes Leben. Die Zunge bemächtigt sich deiner Vergangenheit – sie muss alles über dich wissen. Wenn ein Mensch ertrinkt, geht es ihm angeblich so ähnlich. Aber du bist noch jung, wirst also nicht lange ertrinken müssen.«

»Und was machen Sie in der Zwischenzeit?«

Brahma gab ein seltsames Räuspern von sich.

»Keine Bange. Ich habe einen ausgeklügelten Plan.«

Bei diesen Worten schritt er bereits auf mich zu, packte mich bei den Haaren und drückte meinen Kopf gegen seine Schulter. Ich erwartete den Biss, doch stattdessen biss er sich selbst – in den Finger. Gleich war die ganze Hand voller Blut.

»Nicht bewegen!«, sagte er. »Dann hast du es leichter.«

Der Anblick des Blutes schüchterte mich ein, und ich gehorchte. Er hob seinen blutigen Zeigefinger an meine Stirn, malte etwas darauf. Und verbiss sich im nächsten Moment ohne Vorwarnung in meinen Hals.

Ich schrie auf, oder besser: ich jaulte, denn er hielt meinen Kopf so gepackt, dass ich den Mund nicht aufbekam. Der Schmerz am Hals war unerträglich – als hätte ein meschuggener Zahnarzt mir seinen elektrischen Bohrer neben den Kiefer gerammt. Einen Moment lang meinte ich, es wäre mein Ende, und begann mich schon damit abzufinden. Aber dann war plötzlich alles vorbei – er ließ mich los und sprang zur Seite. Ich spürte das Blut an Wange und Hals; auch seine Maske und der Lappen vor dem Mund waren damit beschmiert.

Da begriff ich, dass es nicht mein Blut war, sondern seines. Es kam ihm aus dem Mund geflossen, rann über Hals und Brust auf den roten Mantel, von wo es zäh zu Boden tropfte. Etwas war mit ihm passiert – man konnte meinen, nicht ich wäre der Gebissene, sondern er. Taumelnd kehrte er zu seinem roten Sofa zurück, setzte sich, und seine Füße begannen heftig vor und zurück über das Parkett zu schurren.

Ich musste an Tarkowskis *Andrej Rubljow* denken, die Hinrichtungsszene, wo sie einem Mönch flüssiges Metall in den Rachen flößen. Vor der Exekution hatte der Mönch seine Peiniger die ganze Zeit wüst beschimpft, doch als sie ihm das Metall in die Gurgel kippten, trat augenblicklich Stille

ein, nur der Körper zuckte. Und dieses Schweigen war am schrecklichsten gewesen. Genauso schrecklich kam es mir vor, dass mein Gegenüber keinen Ton mehr von sich gab.

Während das Zappeln der Füße nicht aufhörte, fuhr er mit der Hand in die Tasche seines Kittels und holte eine kleine vernickelte Pistole hervor, mit der er sich blitzschnell in den Kopf schoss – das heißt, in die Seite der zylinderförmigen Maske, die sein Gesicht verbarg. Der Kopf kippte von einer Seite auf die andere, die Hand mit der Pistole sackte auf das Sofa, dann rührte er sich nicht mehr.

Und da auf einmal spürte ich im Hals, knapp unterm Kiefer, eine Regung. Keinen Schmerz (es war, als hätte man mir ein Betäubungsmittel gespritzt), doch ein schreckliches Gefühl. Ich war dabei, das Bewusstsein zu verlieren; was um mich war, rückte immer ferner. Unaufhaltsam sank ich in den Schlaf.

Und Brahma hatte die Wahrheit gesagt. Mir träumte meine Vergangenheit – so als hätte sich in meinem Kopf plötzlich ein kleiner gemütlicher Kinosaal aufgetan, in dem nun der Dokumentarfilm meiner Kindheit lief. Komisch, dachte ich noch, dass ich von Kindesbeinen an ausgerechnet vor Vampiren die meiste Angst hatte ...

DIE SONNENSTADT

Von Geburt an lebte ich allein mit meiner Mutter in Moskau. Wir wohnten im Haus der Gewerkschaft der Theater-schaffenden, nahe der Metrostation Sokol. Das Haus war höchste sowjetische Kategorie: ein hoher Block aus beigem Backstein, geradezu westliches Format. In solchen Häusern ließen sich für gewöhnlich die ZK-Nomenklatura und ausgewählte Schichten der geistigen Elite der Sowjetunion nieder – immer standen irgendwelche schwarzen Wolgas mit Rundumleuchte davor, und auf den Treppenabsätzen lagen massenweise Kippen bester amerikanischer Zigarettensmarken. Mama und ich wohnten in einer kleinen Zweizimmerwohnung, wie sie in Abendländern unter der Bezeichnung *one bedroom* firmieren.

In diesem »Bedroom« wuchs ich auf. Tatsächlich hatte der Architekt ihn sich als Schlafzimmer gedacht: ein kleiner Schlauch, winziges Fenster mit Blick auf den Parkplatz. Ich durfte das Zimmer nicht nach meinen Vorstellungen einrichten, Mama suchte das Tapetenmuster aus, entschied, wo das Bett zu stehen hatte und wo der Tisch, wollte sogar bestimmen, was an die Wände kam. Das führte immer wieder zu Streit, einmal bezeichnete ich sie als »kleine Sowjetmacht«, worauf eine ganze Woche lang Funkstille zwischen uns herrschte.

Etwas Kränkenderes als diese Formulierung hätte man sich für sie auch schwerlich ausdenken können. Meine Mutter, »eine große, dünne Frau mit verhärmttem Gesicht«, wie ein Theaterschriftsteller aus der Nachbarschaft sie einmal

dem Abschnittsbevollmächtigten gegenüber beschrieb, hatte früher dissidentischen Kreisen angehört. Im Gedenken daran wurde vor Gästen des Öfteren eine Tonbandkassette abgepielt, auf der der Bariton eines bekannten Systemgegners seine anklagenden Verse vortrug und Mamas Stimme aus dem Hintergrund gewagte Zwischenrufe vom Stapel ließ. Deklamierte der Bariton zum Beispiel:

*Steckst du deinen Fünfer rein in den
Metroautomat,
Folgen dir zwei Herren in Grau. Folgen
äußerst delikat.
Stehst du brav im Gastronom, stehst nach
Wodka an,
Sitzten die zwei Herren in Grau hinterm
Eisschrank an ...*

hörte man Mamas jugendliche Stimme dazwischenrufen:
»Trag das vom Arsch mit Ohren vor! Und Solschenizyn!«

Auch noch deftigere Wörter, die wohlbehütete Kinder in Perestroika-Zeiten ansonsten eher von kichernden Gören auf der Nachbarpritsche des Kindergartenschlafrums beigebracht bekamen, hörte ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal. Wobei Mama nicht müde wurde zu erläutern, die Verwendung obszöner Vokabulars sei in diesem Kontext von künstlerischer Notwendigkeit diktiert und daher gerechtfertigt. Das Wort Kontext war für mich noch rätselhafter als jene anderen; hinter alledem ahnte ich die düstere, geheimnisvolle Erwachsenenwelt, in die mich *The Wind of Change*, der aus dem Fernseher geweht kam, hineintreiben wollte.

Die Menschenrechtskassette war etliche Jahre vor meiner Geburt aufgenommen worden; das ließ darauf schließen, dass

Mama sich infolge Heirat (und die wiederum davon gekrönt, dass ich auf die Welt kam) aus dem aktiven Kampf zurückgezogen hatte. Wobei die mütterliche Nähe zur revolutionären Demokratie, die meine Kindheit mit ihrem Wetterleuchten erhellte, vom Sowjetregime in seiner Schwindsucht wohl gar nicht bemerkt worden war.

Vom Bett aus gesehen rechts schmückten zwei Bilder die Wand. Sie waren von gleicher Größe (vierzig Zentimeter breit, fünfzig hoch – meine erste Messung, als ich das Lineal in der *ABC-Schützen-Grundausrüstung* entdeckte). Das eine stellte einen kleinen Zitronenbaum im Kübel dar, das andere einen ebensolchen Apfelsinenbaum. Eigentlich unterschieden sie sich nur in Farbe und Form der Früchte: gelb und länglich die einen, rund und orange die anderen.

Und direkt über dem Bett hing dieser geflochtene Fächer in Herzform. Er war viel zu groß, um ihn zum Wedeln zu benutzen. In der Einbuchtung zwischen den Herzbuckeln gab es einen runden Griff, weshalb der Fächer einer kleinköpfigen Riesenfledermaus ähnelte. In der Mitte war er rot lackiert.

Ich glaubte einen blutsaugenden Flughund vor mir zu haben (von so etwas hatte ich in der Zeitschrift *Rund um den Erdball* gelesen), der tagsüber an der Wand schlief und nachts zum Leben erwachte. Das eingesogene Blut schimmerte durch seine Haut wie durch einen Mückenbauch, daher auch der rote Fleck in der Mitte.

Das Blut musste meines sein.

Mir war schon klar, dass in meinen Ängsten Geschichten nachwirkten, wie ich sie zur Genüge in den Ferienlagern vernommen hatte – sie wurden von Jahrgang zu Jahrgang unverändert zum Besten gegeben. Trotzdem kam es regelmäßig zu Albträumen, aus denen ich in kaltem Schweiß erwachte. Es kam so weit, dass ich mich vor der Dunkelheit fürchtete, denn die Anwesenheit des sich an der Wand

rekelnden Flughundes war physisch zu spüren, und damit er wieder zum Palmblattfächer wurde, musste ich das Licht einschalten. Da alle Beschwerden bei der Mutter nicht fruchteten, beschränkte ich mich darauf, den Fächer heimlich mit Sekundenkleber an der Tapete festzukleben. Damit war die Angst gebannt.

Meinen ersten Weltentwurf brachte ich gleichfalls aus dem Ferienlager mit nach Hause. Dort hatte ich eine erstaunliche Wandmalerei gesehen: Eine flache Erdscheibe lagerte auf drei Walfischen in einem fahlblauen Ozean. Dieser Erde entwachsen Bäume, Telegrafmasten ragten hervor, sogar eine lustige rote Straßenbahn rollte durch eine Ansammlung gleichförmiger weißer Wohnblocks. *UdSSR* war auf den Rand der Erdscheibe geschrieben. Dass ich in diesem Land geboren war, wusste ich, und auch, dass es bald darauf zerbröseln würde. Schwer zu begreifen! Häuser, Bäume und Straßenbahnen – alles noch da, nur der Grund, auf dem sie sich befunden hatten, fehlte ... Doch war ich da noch klein genug, dass mein Verstand sich mit diesem Paradoxon genauso zufriedengab wie mit hunderten anderer. Zumal mir bereits schwante, dass die sowjetische Katastrophe ihre wirtschaftliche Ursache hatte: Wenn man zwei Ziviloffiziere zu etwas beorderte, was in normalen Gesellschaften Sozialhilfeempfänger unter sich ausmachen, konnte das kein gutes Ende nehmen.

Aber dies waren nur die blassen Schemen der Kindheit.

Ein richtiges Bewusstsein meiner selbst hatte ich erst von dem Moment an, da die Kindheit zu Ende war. Es geschah, als ich im Fernsehen einen alten Trickfilm wiedersah. Eine Kolonne glücklicher kurzbeiniger Sowjet-Comichelden marschierte da über den Bildschirm. Fröhlich die Arme schwenkend, sangen sie:

*Da kam die grüne Kröte
und bracht' den Schreck in Nöte
und bracht' den Schreck in Nöte
Und fraß den Heuschreck auf.
Das hätt' er unter Bäumen
sich niemals lassen träumen,
sich niemals lassen träumen,
solch traurigen Verlauf! ...*

Ich wusste sofort: Die fröhlichen Kobolde erwiesen der Sowjetunion aus ihrer Sonnenstadt, wohin die Menschen den Weg nun doch nicht gefunden hatten, die letzte Ehre.

Beim Anblick der Koboldkolonne brach ich in Tränen aus. Nicht dass die UdSSR nostalgische Gefühle in mir geweckt hätte – ich hatte ja gar keine Erinnerung an sie. Es lag an den großen Glockenblumen, die längs ihres Weges standen und sie deutlich überragten. Diese Riesenblumen riefen mir etwas ins Gedächtnis, etwas Einfaches und Entscheidendes, das ich schon vergessen hatte.

Ich begriff, dass diese freundliche Kinderwelt, wo einem alles so riesig vorkam wie diese Blumen und wo, genau wie in dem Trickfilm, an glücklichen, sonnigen Wegen kein Mangel gewesen war – dass sie unwiderruflich hinter mir lag. Sie war irgendwo auf der Wiese geblieben, wo der Heuschreck gesessen hatte. Und es war klar, künftig würde ich es mit der Kröte zu tun kriegen – und das von Mal zu Mal konkreter.

Sie hatte tatsächlich einen grünlichen Bauch, der Rücken war schwarz, und an jeder Ecke hatte sie ihre kleine gepanzerte Botschaft stehen: eine sogenannte *Wechselstelle*. Die Erwachsenen glaubten an nichts anderes mehr, doch ich sah schon kommen, dass auch die Kröte sie irgendwann hinters Licht führen würde, und dann wäre es für den Heuschreck zu spät.

Außer diesen Männlein im Film schien es keiner für nötig zu erachten, sich von dem ungereimten Land meiner Geburt zu verabschieden. Selbst die drei Walfische, die es getragen hatten, taten so, als hätten sie nichts damit zu tun, und eröffneten ein Möbelgeschäft. (Ihre Reklame lief öfter im Fernsehen. Zwei Männer in weißen Anzügen kamen eine endlose Treppe heruntergetänzelt und trällerten: »Drei Wale – erste Wahl!«. Der dritte, durfte man annehmen, war im Außendienst; an der Firma sei der FSB mit 100 Prozent Kapital beteiligt, behauptete Mama, die jedesmal die Stirn kraus zog, wenn der Möbelclip gezeigt wurde; wahrscheinlich erkannte sie in den Anzugträgern ihre »zwei Herren in Grau« von damals wieder und nahm ihnen übel, dass sie sie so einfach vergessen und die Karriereleiter erklimmen hatten.)

Über die Geschichte meiner Familie wusste ich nichts. Aber ein paar Gegenstände in meiner Umgebung hatten eine unergründlich düstere Aura.

Da war zum einen dieser altmodische Kupferstich. Zu sehen war eine Löwenfrau mit lasziv zurückgeworfenem Kopf, entblößter Brust und mächtigen Krallentatzen. Die Graphik hing im Flur unter einer elektrischen Kerze, die wie ein Heiligenlämpchen aufgemacht war. Sie gab nur funzliges Licht, wodurch das Bild an Magie und Unheimlichkeit gewann.

Meine Vermutung war, dass ein Geschöpf wie das dargestellte die Menschen hinter der Grabesschwelle in Empfang nimmt. (Den seltsamen Ausdruck »Grabes Schwelle« nahm meine Mutter häufig in den Mund, er war mir darum geläufig, bevor ich ihn recht begriffen hatte. Dass man einfach zu existieren aufhören konnte, war eine zu schwierige Abstraktion, als dass ich es mir hätte vorstellen können. Für mich war der Tod eher etwas wie ein Umzug; dorthin führte ein schmaler Pfad an den Tatzen der Sphinx vorbei.)

Eine andere Botschaft aus der Vergangenheit war das Sil-

berbesteck mit eingraviertem Wappen: Pfeil und Bogen und drei fliegende Kraniche. Ich stieß darauf in der Anrichte, die Mama für gewöhnlich verschlossen hielt.

Nach hinreichender Missbilligung meiner Neugierde gab Mutter bekannt, es handle sich um das Wappen derer von Storkwinkel, eines baltischen Geschlechts, dem mein Vater entstammte. Dagegen klang mein Name schon nicht mehr sehr aristokratisch: Storkin. Eine übliche Form sozialer Mimikry in Zeiten des Kriegskommunismus, lautete die bündige Erklärung der Mutter.

Mein Vater hatte der Familie kurz nach meiner Geburt den Rücken gekehrt; Näheres über ihn war nicht zu erfahren, so sehr ich auch bohrte. Sobald ich das Thema ansprach, sah ich meine Mutter erblassen, eine Zigarette anzünden, und dann sagte sie jedes Mal dasselbe – zuerst leise, sich allmählich hineinsteigernd, am Ende schrie sie. »Raus. Hörst du nicht? Soll ich dir Beine machen? Raus hier, du Kanaille! Saukerl, verschwinde!«

Ich meinte zuerst immer, es müsse ein dunkles, romantisches Geheimnis hinter alledem stecken. Aber dann, beim Eintritt in die achte Klasse, hatte meine Mutter ein Wohnraummeldeformular auszufüllen, und ich erfuhr über meinen Vater etwas mehr.

Er arbeitete als Journalist bei einer großen Zeitung; ich fand sogar eine Kolumne von ihm im Internet. Von dem kleinen Photo über der Spalte blickte freundlich ein kahlköpfiger Herr mit Nickelbrille; was den Text selbst anging, so stellte er die Behauptung auf, Russland werde nicht zu einem normalen Land, solange Volk und Regierung es nicht lernten, das Eigentum anderer zu respektieren.

Der Gedanke ging in Ordnung, aber er begeisterte mich nicht sonderlich. Vielleicht lag es daran, dass mein Vater gern Ausdrücke wie *Plebs* und *kompetente Eliten* gebrauchte, die

ich damals nicht verstand. Das Lächeln in meines Erzeugers Gesicht weckte in mir ein eifersüchtiges Missbehagen: Es galt nicht mir, das sah man, sondern den kompetenten Eliten, deren Eigentum zu respektieren ich gefälligst zu lernen hatte.

Dann kam ich aus der Schule und musste mir überlegen, was ich werden wollte. Hochglanzjournale und Werbeanzeigen vermittelten klare Orientierungen, was im Leben anzustreben war, nur die Wege und Mittel zum Erfolg erwiesen sich als hoch konspirativ.

»Wenn die Menge Flüssigkeit, die ein Rohr pro Zeiteinheit durchläuft, gleichbleibt oder linear ansteigt«, so hatte der Physiklehrer uns im Unterricht eingebläut, »folgt daraus logisch, dass für neue Leute so bald kein Platz am Rohr sein wird.«

Das Theorem klang einleuchtend, und ich beschloss mich von dem Rohr möglichst fernzuhalten, anstatt wie alle darüber herzufallen. Also entschied ich mich dafür, ans Institut der Länder Asiens und Afrikas zu gehen und irgendeine exotische Sprache zu studieren, um mir anschließend in den Tropen Arbeit zu suchen.

Um am Institut angenommen zu werden, brauchte es Nachhilfeunterricht bei den dort angestellten Lehrern; dadurch wurde man nicht unbedingt schlauer, erhöhte aber garantiert seine Chancen. Die Lektionen waren teuer, und Mutter lehnte es rundweg ab, sie mir zu bezahlen. Da ich wusste, dass es nicht an ihrem Geiz lag, sondern am schmalen Familienbudget, murrte ich nicht weiter. Ein neuer Versuch, den Vater ins Gespräch zu bringen, endete mit dem üblichen Krach. Ein richtiger Mann müsse sich von Anfang an alleine durchschlagen, befand Mama.

Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn klar gewesen wäre, wie und wohin. Der wattige Nebel um mich her bot keine



Viktor Pelewin

Das fünfte Imperium

Ein Vampirroman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-630-62138-8

Sammlung Luchterhand

Erscheinungstermin: Januar 2009

Pelewin: der Bulgakow des 21. Jahrhunderts

Der 19jährige Roma Shtorkin ist ein typischer Jugendlicher seiner Zeit: Seine Kindheit hat er noch in der Sowjetunion verbracht, an die er sich nur noch bruchstückhaft erinnern kann, jetzt, als Jugendlicher, lebt er in einem Russland der unendlich vielen Möglichkeiten, die alle nicht für ihn zu gelten scheinen.

Umso begieriger meldet er sich auf eine Anzeige, die Zugang zur Elite verspricht. Und plötzlich wacht er in der Gesellschaft von Vampiren auf, die ein neues – das fünfte – Imperium errichten wollen. Mit Roma an der Spitze ...

Der neue Streich von einem der bedeutendsten Autoren Russlands.